Wisentbulle im Schnee.

„Wisent tot!"

Von Franz Genthe.

Im Urwalde von Bialowies ist, wie der in der Wisentfrage schon aus russischer Zeit bewanderte Schriftsteller Fritz Bley erfahren hat, der letzte Urwaldrecke vor einigen Monaten der Kugel eines Wilderers zum Opfer gefallen. Somit ist das eingetreten, was wir, die wir zwei Jahre und länger in dem letzten Zufluchtsort des Wisents verlebten, befürchteten. Mit dem Anbruch der neuen Aera am 9. November, die den Rückmarsch der Deutschen veranlaßte, war das Schicksal des Wildbestandes in dem ehemaligen kaiserlichen Jagdgehege besiegelt.

Ein kapitales Wild ist so ein alter, mürrischer Einzelgänger bei einer Länge von drei Meter und einer Schulter- und Kreuzhöhe von 180 und 150 Zentimeter. Die Hörnerlänge eines starken Bullen schwankt zwischen 40 und 45 Zentimeter. Unter den Sinnen steht der Geruchssinn am höchsten. Die Bewegungen des Wisents sind nur scheinbar plump, in Wirklichkeit ist er ein schnelles und gewandtes Wild, das grobe Hindernisse mit Leichtigkeit überwindet. So nahm im Frühjahr 1918 kurz vor meinem Wagen ein starker Bulle, der dicht am Wege im Sumpf stand, beide Straßengräben und einen umgestürzten Stamm von einem Meter Stärke im Fluge. Auf einer Hofjagd unter Alexander II. im Jahre 1860 überfiel ein starker Bulle glatt ein Wildgatter von fast zwei Meter Höhe; eine Kuh und zwei Kälber folgten ohne Bedenken — zum größten Erstaunen der Schützen. Angriffe auf Menschen während der deutschen Okkupation sind meines Wissens nicht erfolgt. Vorsicht war aber immerhin am Platz. Aus der Literatur ist mir nur ein Fall bekannt, daß 1849 eine Wisentkuh — das Kalb war für London eingefangen — tagelang die Straßen unsicher machte und mehrere Menschen zu Tode forkelte. —

Wie Major Escherich, der die Militärforstverwaltung Bialowies leitete, in „Bialowies in deutscher Verwaltung" schreibt, betrug Anfang des Jahres 1914 der Bestand an Wisenten 737 Stück, an Elchwild 59, an Rotwild 6778, an Damwild 1488, an Schwarzwild 2225, an Rehwild 4966 Stück auf einer Fläche von rund 130,000 Hektar! Dieser gewaltige Wildstand war aber gewissermaßen nur noch der Rest, den die Wildseuche in den Jahren 1910 bis 1912 übriggelassen hatte. Wie stark mag also wohl der Bestand vor der Seuche gewesen sein? Der Wald von Bialowies war damals kein natürliches Jagdrevier mehr, er war vielmehr zum Wildstall geworden mit einer vollkommen unnatürlichen Besetzung. — Der Anlaß zu dieser sinnlosen Jagdbehandlung und unnatürlichen Massenerzeugung war das Bestreben der Jagdverwaltung, bei den Hofjagden mit möglichst hohen Streckenziffern zu glänzen. Die Folge der unnatürlichen Wildzüchterei war die maßlose Vermehrung des Rot-, Dam- und Schwarzwildes, so daß selbst die riesige Urwaldfläche die nötige Aesung nicht mehr hervorzubringen vermochte und Fütterungen in großer Zahl eingerichtet werden mußten. Das Wild gewöhnte sich an die „regelmäßigen Mahlzeiten", verlor alle Scheu vor den Menschen und verlernte allmählich die eigene Nahrungssuche. Der zweite Aderlaß war der Krieg. Nach Abzug der russischen Forstverwaltung nahm sich die russische Soldateska liebevoll des Wildbestandes an, und auch die deutschen Truppen schossen manches Stück Wild. Hunger tut eben weh. Major Escherich behauptet — und wohl mit Recht —, daß in den ersten Monaten tagaus, tagein Hunderte von Gewehren an der Wildvernichtung beteiligt waren. Weitaus am meisten hatte durch Wilddieberei der Wisentbestand gelitten. Die Wiesente, durch unsachgemäße Fütterung halb zahm geworden, hielten den Menschen auf nächste Entfernung aus, so daß sie selbst für die meist recht mäßigen Schützen ein nicht zu verfehlendes Ziel waren. Die deutsche Militärforstverwaltung griff dann auch kräftig ein. Durch Heranziehung von Etappentruppen und durch Verstärkung der Forstverwaltung gelang es endlich, dem Wildererunwesen ein Ende zu machen. Die Waldbauern behielten jedoch eine Unmasse Gewehre und Munition in hohlen Bäumen versteckt. Ein Gutes aber hatte der Krieg dem Wilde gebracht, es war wieder „Wild" im wahren Sinne des Wortes geworden. Im Frühjahr 1918, wir träumten damals noch von einer Einverleibung der Bialowiesska Puszcza, war der Wisentbestand rund 180 bis 200 Stück stark, und — ein erfreuliches Zeichen — 23 frisch gesetzte Kälber zogen mit den Kühen durch den schweigenden Forst. Dann kam der letzte große, der entscheidende Aderlaß nach dem Abmarsch der Deutschen. Fast neun Monate blieb der Wald ohne große Aufsicht, und wie die Waldbauern und das Gesindel, das sich in Kriegszeiten urplötzlich einstellt, unter dem Wilde aufgeräumt haben mögen, kann sich jeder selbst ausmalen; er braucht ja nur an die heimatlichen Jagdgefilde zu denken. Im Urwald war eben „Freijagd"! Und dem armen Wisent wurde am Schlimmsten mitgespielt, denn der Jude zahlte die Decken und die vielbegehrten Hörner mit Schnaps und klingender Münze, und solchen Lockungen widersteht kein litauischer Waldbauer. Beweglich wird geklagt: „Der letzte Wisent von Wilderern erlegt; einen Rothirschschrei hat man in der Brunftzeit überhaupt nicht gehört, wohl aber zur Winterzeit den anheimelnden vielstimmigen Gesang der Wölfe."

In Preußen fiel der letzte Wisent in freier Wildbahn 1755 der Kugel eines Wildschützen zum Opfer. Wegen harter Kriegsnot konnten Naturforscher der ausgestorbenen Wildart keine liebevollen Nachrufe widmen, aber empfindsame Gemüter unter dem jungen ostpreußischen Jägernachwuchs haben die melancholischen Klänge des „Wisent tot!" durch den schweigenden Tann erklingen lassen. Im Stupenitzer Auergarten bei Liebenwalde in der Mark hielt sich der letzte aus Ostpreußen eingeführte Wisentstier bis 1768, in der kursächsischen Heide von Liebenwerda ein Vetter aus Litauen, ein echter „Zubr", bis 1793. Wenig bekannt ist, daß Ungarn in freier Wildbahn bis 1790 Wisente aufweisen konnte. In diesem Jahre schoß ein Wilddieb an der Südlehne des Kelemenhavas, im Szekler - Moldauer-Grenzgebirge, den letzten urechten „Zimber" Siebenbürgens. Im Kaukasus, an den Quellflüssen des Kuban kam oder kommt vielleicht sogar noch heute der wildlebende „Tscherkessen-Büffel" vor, der nach eingehender Untersuchung sich als ein echter Wisent herausgestellt hat. In dem rund 477,000 Deßjatinen großen Jagdrevier des Großfürsten Sergei Michailowitsch in den Bergwäldern an der Uruschta, Schischa, Beshmjanka und Maltschepa, wurde 1910 der Bestand auf 300 bis 600 Stück geschätzt. Die Kubankosaken verlangen jetzt — nach dem Sturz des Kaiserhauses — die Rückgabe der kaiserlichen Jagdreviere. Da ist es wohl schon Schluß mit dem „Dombe". Wie lange werden die Zoologischen Gärten und das Fürstlich Pleßsche Wildgehege in Oberschlesien, in dem stark gewildert sein soll, die Zucht des „kurzhörnigen Stiers mit mähnenartigem Haar" noch aufrechterhalten können?

Ein Pariser Musikantenviertel. Gelegentlich der 70. Wiederkehr des Todestages Chopins am 17. Oktober wurde in Paris an dem Hause No. 80 der Rue Taitbout am Square d'Orléans, in dem der Komponist vom Jahre 1842 bis zu seinem Tode gewohnt hat, eine Gedenktafel angebracht. Die Wohnung des berühmten Komponisten lag im Parterre, das er mit dem bekannten Bildhauer Dantan teilte, während George Sand in der ersten Etage des zweitnächsten Hauses eine Wohnung gemietet hatte. Das ganze Squareviertel kennzeichnete sich damals als ein ausgesprochenes Künstlerquartier. Außer den Musikern Kalkbrenner und Alkan wohnten hier gleichzeitig auch die Sängerinnen Pauline Viardot und Eugenie Garcia, der Klavierspieler Marmontel und der Maler Durbus. Das damals in ländlicher Einsamkeit und beschaulicher Weltverlorenheit liegende Viertel war von 1821—1829 Eigentum von Fräulein Mars, dem bekannten Mitglied der Comédie Française.

Der vorsichtige Goethe. Der Abenteurer und Demagoge Witt von Döring hatte eine Unterredung mit Goethe zu erlangen gewußt und begann sogleich sehr lebhaft seine Anschauungen vorzutragen. Als er im besten Zuge war, unterbrach ihn Goethe plötzlich und sagte: „Sie rühmen sich in Ihrem Buche, sie besäßen das Talent, einen jeden bei der ersten Zusammenkunft für sich einzunehmen. Damit mir das nicht widerfährt, leben Sie wohl!" Sprach's und verließ das Zimmer.

Rafael Schermann.

Die geheimnisvollen Kräfte des Wiener Hellsehers. Von Sil-Vara, Wien.

Im Sommer 1914, als der Krieg mich in die Heimat rief, traf ich zum erstenmal mit Rafael Schermann zusammen. Ein gemeinsamer Bekannter, der wußte, daß ich mich für Grenzgebiete des Wissens, für okkulte Phänomene interessierte, machte mich auf ihn aufmerksam. „Schermann ist der große Handschriftenleser unserer Zeit," sagte er; „er ist imstande, aus der Schrift nicht nur den Charakter eines Menschen zu erkennen, sondern auch dessen Vergangenheit und Zukunft." — Die Begegnung fand in einem Kaffee der Ringstraße in Wien statt. An einem Tisch, umringt von einer Anzahl Menschen, saß ein kleines, etwa 35jähriges Männchen mit einem großen flächigen Schädel. Ich sah vortretende Augen, große, merkwürdig gemuschelte Ohren, eine mächtige Stirne, eine starke Nase, ein breites Kinn, energische Lippen, die ein zugestutzter Schnurrbart halb verdeckte, um die Augen zuckte es in nervöser Unruhe, ein Riß wie von sichtbar gewordenen spontanen Gedanken zog öfters von den Schläfen über das ganze Gesicht.

Ich wunderte mich, daß ein Mensch, der geistige Arbeit verrichten sollte, in diesem Lärm und Trubel eines überfüllten Kaffees experimentieren konnte, aber Schermann zerstreute überlegen lächelnd meine Bedenken. „Ich brauche kein Clairobscur, keine Apparate, keine äußerliche Ruhe, keine „Sammlung"; ich brauche nur ein paar Schriftzüge, am liebsten ein beschriebenes Kuvert." — Ich hatte zwei Briefe mitgenommen; einer kam von einer befreundeten Dame, den zweiten hatte ich am selben Tage vom Grafen Mensdorff, unserem Botschafter in London, erhalten. Dieser Brief enthielt auf der letzten Seite ein kurzes Postskriptum, das bloß aus den Worten bestand: „Da ich nicht weiß, ob diese Zeilen Sie noch in Wien erreichen, adressiere ich an die Redaktion." Dieses P. S. trennte ich vom Briefbogen ab und zeigte es dem Graphologen. Schermann warf einen Blick darauf und gab mir das Blatt Papier sofort zurück. „Der Brief ist von einem Menschen," sagte er, „der sich sehr unglücklich fühlt. Er lebt momentan in einer Sphäre, die nicht die seine (Graf Mensdorff wohnte damals in Schlesien, wo er auf dem Besitztum seines Bruders, des Fürsten Dietrichstein, das Malteserspital einrichtete), er beschäftigt sich mit Arbeiten, die ihm fremd sind; eine schwere Sorge drückt ihn unaufhörlich; selbst wenn er im Bette liegt, denkt er daran." Nach einer kurzen, kaum merkbaren Pause des Nachsinnens sagte Schermann ganz nüchtern und sachlich im Gesprächston: „Ich rieche englische Luft. Der Mann kann sich in mehreren Sprachen fließend ausdrücken. Er dürfte ein Politiker oder Diplomat sein." Dann begann er eine Aufzählung der intellektuellen Fähigkeiten und der Charaktereigenschaften des ehemaligen Botschafters. Beim zweiten Brief sagte er: „Diese Dame benützt immer nur ein Parfum und zwar Eau de Cologne; sie hat die Gewohnheit, beim Ausgehen stets nochmals zurückzukehren und nachzusehen, ob alle Läden und Kästen versperrt sind."

Was er an jenem Abend aus Schriften las, wirkte verblüffend. Er sprach mit etwas heiserer Stimme, die oftmals in hohe Register steigt, immer fließend, ohne besondere Anstrengung, nur hie und da suchte er nach einem passenden Ausdruck, der ganz präzise wiedergeben sollte, was er meinte. Das einzig äußerlich Abnormale an ihm waren die Zuckungen, die verrieten, daß hinter der Stirnwand ein rätselhafter Mechanismus in steter Funktion sich befinde.

Als ich aus dem Kriege zurückkam, experimentierte ich häufig mit Schermann. Die Polizei war inzwischen auf seine Fähigkeiten aufmerksam gemacht worden, desgleichen das Kriegsministerium, und man bediente sich ihrer in einzelnen verworrenen Fällen. Im Landesgericht saß eine Anzahl Verdächtiger, die ein Verbrechen begangen hatten. Mit einer Laubsäge war ein Einbruch verübt worden, aber man konnte nicht eruieren, wer der eigentliche Täter war. Schermann ließ sich Schriftproben vorlegen und bezeichnete einen der Männer als den Schuldigen. „Ich sehe aus der Schrift, meinte er, daß dieser Mann sich mit Laubsägearbeiten befaßt, seine Werkzeuge liegen in seiner Wohnung dort und dort versteckt." Man suchte nach und fand die Angaben bestätigt. — In der Konfidentenabteilung des Kriegsministeriums legte man Schermann einen russisch geschriebenen Brief eines Spions vor. Schermann erklärte, daß der Inhalt des Briefes, was immer er enthalte — er kann nicht russisch lesen — ganz nebensächlich sei, der eigentliche Sinn stecke in Chiffren, die in der Diktion verborgen liegen.

Ich selbst legte einmal eine Anzahl Briefe auf den Tisch, die von verschiedenen Personen stammten, und ließ ihn herausfinden, welche Menschen in irgendwelchen Beziehungen zu einander standen. Er fand nicht nur die zusammengehörigen Paare, sondern enthüllte sofort die merkwürdigsten Schicksale, Ereignisse und Katastrophen, die diese Menschen betreffen werden oder betroffen hatten. Er verkündete, daß diese Frau sich von jenem Manne scheiden lassen wolle, er erklärte, daß diese Person sich mit Selbstmordabsichten trage, daß jener Mensch im Irrenhause endigen werde. — Die Stimmung, in der ein Mensch sich im Momente des Briefschreibens befindet, fühlt er immer vorerst. Er kann aus den Schriftzügen — und immer ist ihm als Objekt der Detektion, aus Gründen, die er selbst nicht anzugeben vermag, ein Briefumschlag am liebsten — den Charakter, die Absichten, das Schicksal nicht bloß des Briefeschreibers, sondern auch des Empfängers, herauslesen; er sieht den menschlichen Kontakt, der zwischen beiden herrscht, er kennt die Atmosphären ihrer beiden Leben und kann sie beschreiben. —

Daß man einen solchen Schriftenträtsler nicht einen Graphologen nennen könne, war bald klar. Man gab Schermann alle möglichen wissenschaftlichen und halbwissenschaftlichen Namen, nicht zuletzt den eines — Charlatans. Denn es muß gesagt werden, je höher Schermanns Popularität stieg, desto häufiger irrte er, seine Angaben wurden öfters vage, widersprechend und unrichtig; zwischendurch jedoch gab er immer wieder Proben einer okkulten Begabung, die immer wieder in Erstaunen versetzte.

Er wurde einmal in ein Hotelzimmer geführt, das ganz spärlich beleuchtet war. Im Bette lag krank eine Dame, die bis zu den Augen mit einer Decke verhüllt war. Sie reichte, einer Verabredung gemäß, Schermann einen Bogen Papier, auf dem sie kurz vorher einige belanglose Worte geschrieben hatte. Schermann studierte die Schrift — der Inhalt eines Briefes oder der Sinn der Worte interessierte ihn niemals — und gab eine Analyse, die um so merkwürdiger sich gestaltete, als er keine Ahnung hatte, wer vor ihm lag, und weil die Suggestion, die von dem Blatte Papier ausging, von einem Verstorbenen stammte. Schermann fing sofort an, sich mit dem Gatten der Frau zu beschäftigen. Er sagte, er wittere etwas Außergewöhnliches in dem Wesen ihres Lebensgefährten, das Bedeutende, dessen Einfluß in ihr noch nachwirkt nach all den Jahren, die seit seinem Tode vergangen sind, sei so stark, daß sie sogar in ihrer heutigen Schrift sich unwillkürlich als sein Geschöpf dokumentieren muß. „Diese Frau ist im Glanz gestanden," sagte er, „nicht durch Selbstlicht, sondern es strahlte von ihrem Gatten auf sie aus. Der Mann wußte, daß er auf seinem Gebiete der erste ist. Doch machte ihn dies nicht unbescheiden. Sein plötzliches Untergehen kam für die Frau als entsetzliche Ueberraschung, denn sie lebte in einem Traumzustand an seiner Seite. Vorher sehe ich sie mit ihm reisen, viele Reisen unternehmen. Ueberall wartete man schon auf seine Ankunft; wo sie hinkamen, war sofort eine große Bewegung, deren Mittelpunkt er bildete. Er war immer sehr beschäftigt. Uebereizt. In seiner letzten Zeit sehe ich ihn oft müde und abgespannt an den Kopf greifen. Er muß aber ungeheuerlich auf Menschen gewirkt haben, sie durch die Gewalt seiner Sprache und durch seine Gesten hingerissen haben. Wie ein großer Pianist auf dem Klavier konnte er auf den Nerven spielen. Wie ein Prinz kam er daher. Ich habe das Gefühl, als ob er manchmal in der Luft geschwebt hätte, so elastisch war sein Gang. Alles flog ihm entgegen. Er kam mit Königen zusammen, aber nicht weil es von vorneherein so hätte sein müssen."

„Was konnte er gewesen sein?" fragte die Dame im Bett. — Schermann antwortete, als ob er sich selbst Rechenschaft ablegen müßte: „Er kann weder Kaufmann noch Beamter, kein Militär oder Staatsmann gewesen sein, aber auch nicht ein Musiker, kein Dirigent, der doch ebenfalls die Menschen mitreißt — ein Künstler sicherlich, die Bewegungen, die ich bei ihm sehe, führen mich dahin, zu glauben, daß er ein Schauspieler war; ich sehe ihn in gewählter Kleidung, schwarz, elegant im Auftreten, prinzlich mit einem Wort." (Hamlet.)

Die Dame, die im Bett lag, war Grete Kainz, die Witwe unseres größten Schauspielers Josef Kainz.

Schermann nennt sich selbst einen Psychographen; aber er ist in Wirklichkeit ein Hellseher, ein Wachmedium, das zum Auslösen seiner Fakultät die Handschrift braucht. Zumindest behauptet er dies. Ich habe mit ihm Experimente gemacht, bei denen keinerlei Schriftzüge in Anwendung kamen, und seine Clairvoyance erwies sich trotzdem. Er ist telepathisch stark beeinflußbar und im Verein mit einem sensitiven Partner resultierte ganz merkwürdige Gedankenübertragung, oder richtiger gesagt, Uebertragung gedachter Bilder und Szenen. Aber Schermann, der von Kindheit auf sich mit der Enträtselung der Schrift befaßt, der hunderttausend verschiedene Schriften studiert hat, ist an die Schrift gewohnt, er braucht sie als Stimulanz, als Erreger seines mysteriösen sechsten Sinnes. Er ist wie eine Grammophonplatte, die nicht singt, bevor der kleine Stift nicht in die empfindliche Oberfläche ritzt. Dieser kleine Stift ist ihm vorzugsweise die Schrift.

Schermann ist von der Wissenschaft schon durchleuchtet worden; man hat ihn fakultativ erklären, ihm sein Geheimnis entreißen, es rationalistisch entschleiern wollen; die Mediziner, die Psychologen, die Psychiaten, die Okkultisten, die Astrologen, die Kriminalisten haben sich mit ihm befaßt. Das Resultat war, wie zumeist in solchen Fällen, wo die Maßstäbe greifbarer Realität nicht angelegt werden dürfen, ein zweifaches: ein Teil schwört auf ihn, der andere Teil sieht nur seine Unzulänglichkeiten und begegnet ihm mit schärfstem Mißtrauen. Die Wahrheit wird auch wohl hier in der Mitte liegen. Tatsächlich scheint Schermann die Gabe zu besitzen in Bildern zu sehen; der Kontakt mit einem Menschen, mit einem Objekt, das von der Emanation des Trägers getränkt ist, verschafft ihm im nüchternsten Zustande und, wie er behauptet, zu jeder Zeit, scharfe oder blasse Umrisse; er formt sie in Worten um und deutet sie nach den Erfahrungen seiner Praxis.

Schermann ist eine unike Erscheinung auf dem Kontinent. Ich kenne nur ein zweites Wachmedium, das mir seriöser scheint, schon deshalb, weil es sich nicht in den Mittelpunkt gesellschaftlichen Lebens stellt wie der Wiener Clairvoyant. Es ist dies Mr. King in London, einer der wenigen, ausgesuchten Sensitiven, mit denen William T. Stead, der einige Jahre vor dem Kriege auf der Titanic umgekommene Herausgeber der Review of Reviews, arbeitete. Stead, der Spiritist, hatte bekanntlich Julias Bureau gegründet, eine ernsthaft angelegte Institution eines kleinen okkulten Kreises, in der mittels einiger Medien mit möglichster Ausschaltung telepathischer Beeinflussung streng beaufsichtigte und streng selbstkritische Versuche unternommen worden waren, einen Verkehr mit astraler Welt herzustellen. Mr. King benötigte ebenfalls keine Stimmung, keine Sammlung, kein verfinstertes Zimmer; er saß einem in hellem Sonnenschein gegenüber, sprach und scherzte wie jeder andere normale Mensch. Er benötigte aber einen Gegenstand, den der Verstorbene getragen hatte oder (gleich Schermann) einen Brief. War kein solcher Gegenstand zu beschaffen, so verlangte King vorzugsweise einen Ring, der durch langes Tragen am Körper mit den Ausstrahlungen der Wesenheit des Ausfragenden gesättigt war. Die Emanation vermittelte den Kontakt und seine seelische Substanz fand den gewünschten Weg im Unbekannten zur abwesenden Persönlichkeit. King erhielt vage Empfindungen, fühlte Freude und Schmerz und alle Zustände des Gesuchten und gab diese Empfindungen in Worten wieder.

Schermann ist in Wien sehr bekannt geworden. Die Wiener Gesellschaft riß sich um ihn; er wanderte von einem Salon in den andern; Männer und Frauen bestürmen, umlagern ihn. Er wurde Wegweiser, Ratgeber, Seelenarzt, Beichtvater. Er entlarvt anonyme Briefschreiber, Fälscher, Spione, er gibt Gutachten über Vertrauenspersonen, warnt vor unredlichen Bediensteten, kittet Ehen, findet Verschollene, ermuntert zu geschäftlichen Transaktionen und verwirft andere. Man kann ruhig behaupten, daß Wien vor Schermann keine Geheimnisse mehr hat. Er kennt die Privatverhältnisse von Tausenden und Tausenden, er kennt die Flecke auf mancher Ehre, die Disharmonien mancher Verbindungen. Aber er ist diskret und gütig; er hat den Drang zu helfen und sein Selbstbewußtsein ist noch nie in Hoffart ausgeartet. Er ist ein willkommener Gast überall, man läßt sich gern von ihm trösten, er weiß, daß seine seltenen Fähigkeiten ihm Verpflichtungen auferlegen und er fühlt seine Mission.

Wenn er nicht so umdrängt auf dem Marktplatz lebte, auf dem Podium umringt von Bewunderern und Sehnsüchtigen, wenn er einsamer, gesammelter, mönchischer seine Existenz verbringen würde, wäre Schermann ein Faktor, mit dem man rechnen könnte. So ist er eine feine, sensitive Geige, in die täglich Sand geschüttet wird. Kein Wunder, daß der Ton nicht rein erklingt.

Sprengstoff aus Zucker.

In der deutschen Chemischen Gesellschaft ist kürzlich über das bisher streng geheim gehaltene, im Kriege entwickelte Verfahren, der Gewinnung von Sprengstoff aus Zucker, einiges mitgeteilt worden. Man hat danach aus dem Zucker Glyzeri hergestellt, den Ausgangsstoff für einen der wichtigsten Sprengstoffe, nämlich für Trinitrolglyzerin. Das Glyzerin hergestellt, den Ausgangsstoff Nebenerzeugnis bei der Seifendarstellung gewonnen. Es handelte sich daher darum, entweder das gesamte im Inlande verfügbare Fett der Volksernährung zu entziehen oder auf einen der wirksamsten Sprengstoffe zu verzichten. W. Connstein und K. Lüdecke boten mit ihrem Verfahren der technischen Glyzeringewinnung durch Gärung einen gangbaren Ausweg.

Daß beim Gären des Zuckers Glyzerin in winziger Menge gebildet wurde, war bereits bekannt. Die Aufgabe, die Glyzerinbildung zu steigern, wurde dadurch erschwert, daß auf die Erhaltung der Gärtätigkeit und auf die Lebensfähigkeit der Hefe Rücksicht genommen werden mußte. Die Erfinder stellten fest, daß die Ausbeute an Glyzerin durch Zusatz von Natriumsulfat zum Gäransatz bedeutend erhöht wurde. Das Verfahren wurde von der neugegründeten Protol G. m. b. H. organisiert und binnen wenigen Monaten von 63 Fabriken durchgeführt. Nach einigen Schwierigkeiten gelang es, aus 100 Teilen Zucker 20 Teile Glyzerin, 27 Teile Ammoniak und drei Teile Aldehyd zu gewinnen. Die Protolwerke stellten monatlich 1000 Tonnen Glyzerin her und verbrauchten dazu jährlich 70,000 Tonnen Zucker. Die Anwendung des Verfahrens im Frieden ist lediglich eine wirtschaftliche Frage. Die Wahrscheinlichkeit eines erfolgreichen Wettbewerbes mit dem als Nebenerzeugnis der Seifenherstellung gewonnenen Glyzerin ist nicht groß.

Der Standhafte.

Der Sturm sah das Schiff, das in schlanker Fahrt der Küste zusteuerte. — Und fing an zu blasen. „Feiges du!" rief der Fels, der das Schiff in den schweren Wogen kreuzen sah, hierhin und dorthin, „Wankelmütiges! Warum gibst du dem Sturme nach? Sieh, wie ich seiner lache!"

„Jeder nach seiner Art", antwortete das Schiff und wendete von neuem. „Du hast nichts zu tun, als dich naß machen zu lassen. Ich aber habe ein Ziel."

Der Aufschneider.

„Sagen Sie mal, Sie erzählten mir doch, daß Sie auf der Tigerjagd in Afrika waren, und jetzt höre ich von einem Offizier, der lange dort war, daß es in Afrika überhaupt keine Tiger gibt."

„Sehr richtig, lieber Freund," antwortete der andere, „ich habe sie eben alle weggeschossen!"

Der Klavierspieler.

Von A. J. Kuprin.

Die zwölfjährige Tina Rudnewa platzte wie eine Bombe in das Garderobenzimmer ihrer älteren Schwester hinein, die von zwei Zofen angekleidet wurde. „Meine Damen, wo ist denn der Klavierspieler? Niemand weiß, ob einer bestellt und zu erwarten ist," sagte aufgeregt das kleine Mädchen.

Die älteste Schwester Lydia stand vor dem großen Spiegel und steckte gerade vorsichtig eine gelbe Rose ins dunkle Haar. Sie haßte jede Unruhe und machte eine mißvergnügte Miene, die Tina damit beantwortete, daß sie die Zunge ausstreckte. Ihre Frage begegnete schon einer regeren Teilnahme bei der zweiten Schwester, Tatjana. Obgleich ihre Schleppe noch von der Modistin angenäht wurde, drehte sie sich nach der Kleinen um und sagte: „Gleich, mein Täubchen, wollen wir für einen Klavierspieler sorgen."

Die Familie Rudnewa gehörte zu den geräuschvollsten, gastfreundlichsten und unordentlichsten Familien in Moskau.

Die Anarchie des Wirtschaftsbetriebes brachte die Dienerschaft zur Verzweiflung. Der Tisch war von morgens früh bis abends spät gedeckt. Die Hausfrau, Trina Alexjewna, eine geborene Fürstin, blieb reserviert gegen die plebejischen Bekanntschaften des Mannes und der Kinder und ließ sich selten sehen. Ihr Gatte, Arkadii Nikolajewitsch, war in ganz Moskau bekannt als Gourmand, als gewandter Kartenspieler und großmütiger Protektor der Ballettkunst. Er sah noch sehr gut aus und wurde auch als hoher Fünfziger von den Damen nach wie vor verwöhnt. Seine amtlichen und gesellschaftlichen Verpflichtungen hielten ihn meist fern vom Hause. Hatte er aber im englischen Klub viel gewonnen, so drängte es ihn, seinen Kindern eine Ueberraschung zu machen.

„Kommt, meine jungen Republikaner," rief er dann strahlend vor Frische und Lebenslust aus, „wir wollen Troika fahren!"

Die Jugend folgte entzückt der Aufforderung und man sauste in mehreren Schlitten über die Twerskaja, dinierte in „Mauritanien", stärkte sich nochmals in „Strelny" und kam spät am Abend heim.

Nur einmal im Jahr, am Weihnachtsabend, blieb der Hausherr unbedingt zu Hause. Das Fest der Kinder bereitete ihm ein eigenartiges, naives Vergnügen. Niemand verstand besser als er, Geschenke auszusuchen, und die Kinder waren von jeher gewohnt, ihn in allen Weihnachtsangelegenheiten um Rat zu fragen.

Die kleine Tina war schon im Begriff, sich an den Vater zu wenden wegen des Klavierspielers, als Tatjana ihr nacheilte und das Stubenmädchen Dunja nach jemand schickte, der sich in der Zeitung für Tanzabende empfohlen hatte.

Es ertönte ein Glockenklang nach dem andern an der Haustür. Die Gäste stellten sich zur Weihnachtsfeier ein, und ein Stimmgewirr von Kindern und Erwachsenen ließ sich auf dem Vorplatz vernehmen, wo Pelze und Mäntel abgelegt wurden. Man tauschte laute Begrüßungen und Küsse aus, und es herrschte eine erwartungsvolle Feststimmung. Nur Tina flüsterte ängstlich zu den Schwestern und Brüdern: „Gott, was fangen wir nur an, wenn niemand zum Tanze aufspielen kann?"

„Es wird sich schon jemand unter uns finden," tröstete sie eine Stimme.

„Ja, für eine Stunde wohl, aber nicht für den ganzen Abend!"

Inzwischen kehrte Dunja atemlos zurück in Begleitung eines Knaben und sprach leise zu Fräulein Tatjana: „Schelten Sie nicht, Fräulein, aber der Knabe schwor mir, daß er schon wiederholt auf Hochzeiten und Gesellschaften gespielt hat, und da doch niemand sonst in später Stunde jetzt aufzutreiben war, so..."

„Es ist meine Schuld, daß ich nicht früher daran gedacht habe, ich will mal hören, was der kleine Mann mir sagen wird." Es kam ihr selbst komisch vor, als sie den Knaben, der sich seines dünnen Mantels entledigt hatte und in der Uniform eines Realgymnasiast vor ihr stand, angelegentlich fragte:

„Haben Sie wirklich schon zum Tanze gespielt, und können Sie Walzer, Quadrille und..."

„Ich sehe jünger aus, als meine vierzehn Jahre, aber seien Sie versichert, Fräulein, daß ich alle Tänze spielen kann — auch noch mehr als das!" unterbrach sie der Knabe und zog seine Augenbrauen finster zusammen, als die stolze Lydia, die skeptische Bemerkung achselzuckend zur Schwester machte: „Was der wohl können wird!"

Mit flammendem Blick seiner großen, dunklen Augen wandte er sich an Tatjana, in der er instinktiv seine Gönnerin sah, und bat:

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen etwas vorspiele?"

Die kleine Tina, die der Unterhaltung gespannt beiwohnte, ergriff den Schüler beim Arm und führte ihn zum Flügel zum Erstaunen der ganzen Gesellschaft. Er schien alle Schüchternheit überwunden zu haben, sobald seine feinen Kinderhände die Tasten berührten. Er spielte eine ungarische Rhapsodie von Liszt mit solch einer Fertigkeit, mit solch sprühendem Feuer und seelischem Verständnis, daß es im großen Saale allmählich still wurde. Die Gäste kamen leise mit Erstaunen und Bewunderung dem Flügel näher, der unter den zarten Fingern des Knaben erzitterte und zu weinen und zu jauchzen schien.

„Wo habt Ihr den Knirps denn aufgelesen?" fragte der Vater, der Musik liebte und verstand, die Tochter Tatjana. Sie erzählte ihm, wie man zu dem kleinen Pianisten gelangt war, und er erwiderte kopfschüttelnd:

„Das ist ja einfach ein Meister des Klaviers, und es wäre gottlos, ihn für Tänze auszubeuten!" Er ging dann an den Knaben heran und sagte, ihm freundlich die Hand reichend: „Ich danke Ihnen. Wie heißen Sie?"

„Jurji Asagorow," lautete die Antwort des ärmlich aussehenden Knaben.

„Mein lieber Jurji, Sie hören aus dem Beifall, wie Sie uns alle entzückt haben. Ich fürchte, es wird Sie anstrengen, den ganzen Abend Tänze zu spielen, doch jetzt lassen Sie noch einen schönen, munteren Marsch hören!" sagte Rudnew liebenswürdig. Unter den lauten Tönen des Faustmarsches zündete er selbst die Lichter an dem hohen Tannenbaume an und winkte dann vergnügt den Kindern zu, die sich vor Neugierde schon auf die Zehen gestellt hatten und nun schüchtern eins nach dem andern herbeikamen. Sie waren wie geblendet von dem Glanz des Baumes und der herrlichen Weihnachtsgeschenke, die auf einer großen weißgedeckten Tafel zierlich aufgebaut waren.

Während der Jubel der Beschenkten seinen Höhepunkt erreichte, lief die tanzlustige kleine Tina an den Pianisten heran und bat:

„Bitte, spielen Sie jetzt eine Polka."

Er willfahrte ihrem Wunsche und bald drehten sich die Paare um ihn herum, so daß er gar nicht merkte, daß noch neue Gäste hinzugekommen waren. Unter ihnen befand sich ein Herr mit einem eigenartigen Charakterkopf, zu dem der Hausherr verbindlich sprach:

„Anton Grygorjewitsch, wenn Sie die Ehre und Freude, die Ihr Besuch uns gewährt, noch erhöhen und — etwas spielen wollten —, es wäre ein unvergänglich historisches Ereignis für meine Familie."

„Bitten Sie mich nicht, mein lieber Arkadji Nikolajewitsch, es tut mir leid, Ihnen etwas abschlagen zu müssen."

Der Knabe wußte selbst nicht, warum der Fremde mit dem majestätischen Aussehen ihn derart bannte, daß er sich wiederholt nach ihm umsehen mußte. Zwar spielte er weiter Walzer und Polka, aber er hatte das Gefühl, daß der Hausherr über ihn mit dem vornehmen Gaste sprach. Und wirklich, auf einmal hörte er, wie eine weiche, aber souveräne Stimme zu ihm sprach:

„Spielen Sie bitte noch einmal die ungarische Rhapsodie."

Er mußte gehorchen, obwohl er von einer ganz unbegreiflichen Angst ergriffen wurde. Die Nähe des gewaltigen Künstlers versetzte aber allmählich seine Seele in ungewohnte Schwingungen, beflügelte seine Finger und verklärte sein ganzes Wesen. Er glaubte zu wachsen unter den Blicken jenes ungewöhnlichen Mannes und wußte, daß er noch nie in seinem Leben so gut gespielt hatte.

Er konnte nicht sehen, wie das gedankenvolle Antlitz des interessanten Gastes sich immer heiterer aufklärte.

Erregt und verschüchtert wagte der Knabe, dessen magerer, kleiner Körper bebte, sich nicht umzuschauen. Der laute, begeisterte Applaus umrauschte ihn noch, als Rudnew an ihn herantrat und mit geschlossenen Augen ihm entzückt zuflüsterte:

„Wissen Sie denn nicht, mein Täubchen, daß Anton Grygorjewitsch Rubinstein Sie gehört hat, daß er schon draußen auf Sie wartet, um Sie mitzunehmen, und um Ihr Lehrer zu werden? Ich bin glücklich, daß Ihnen in meinem Hause solch ein Weihnachtsgeschenk zuteil wurde!"...

Der Knabe wußte nicht, wie ihm geschah. Er kam sich wie ein Triumphator vor, als er in seinen fadenscheinigen Mantel fuhr. Er merkte wohl, daß jemand ein gefülltes Kuvert in seine Ueberziehertasche steckte, aber er konnte kein Wort des Dankes vorbringen. Es drängte ihn in die eisige Schneelandschaft der herrlichen Weihnacht hinaus, wo im Schlitten der berühmteste Klavierkünstler seiner Zeit auf ihn wartete.

Die Herkunft des deutschen Michels.

Eine Geschichte des deutschen Michels hat der Professor an der Deutschen Universität in Prag Professor Dr. A. Hauffen geschrieben. Der Verfasser geht aus von dem Schwertheiligen, dem kriegerischen Erzengel Michael, der volkstümlich Michel genannt wird, eine Verkürzung, die zusammenfalle mit dem erst um die Mittel des 16. Jahrhunderts ausgestorbenen michel, d. i. groß, mächtig, stark. Entstehung und Verwendung des geflügelten Wortes „der deutsche Michel" in der Zeit von 1500 bis 1848 und des deutschen Michels in Romanen, Dramen und Gedichten werden in einem Kernstockschen Gedicht eingehend behandelt. Der früheste Nachweis findet sich in Sebastian Franks Sprichwörtern (1541). Michel wird dort zweimal genannt: einmal im Spottvers auf die Frauen, die in Ränken und Listen geschwinde seien wie Doktoren, hingegen in nötigen Sachen weniger könnten „dann der teutsch Michel", dann unter den Redensarten für grobe und dumme Menschen: „ein blinder Schwab, ein rechter dummer Jahn, der teutsch Michel". Unfreundlich sind auch die anderen alten Belege. Hauffen nimmt daher an, daß der Name von draußen stamme, und zwar aus Nordfrankreich, wohin Deutsche, die „Michelsbrüder", im 15. und 16. Jahrhundert Wallfahrten nach dem Mont Michel unternahmen. Schon damals bezeichnete man in Frankreich mit michelot einen Betteljungen, der nur zum Schein wallfahrtet. 1556 heißt es von einem beschränkten Pfarrer: „Er wußte weniger, wie seine Pfarrkinder, ja weniger dann der teutsch Michel." Zur selben Zeit sangen die Ritter des Deutschen Ordens: „Wir sein verdorben Edelleut, Spot unser jedermann behend, die Teutschen Michel man uns nennt." Mit Spott und Klagen sind ferner angeführt: Goethe, Chamisso, Platen, Heine, Hoffmann von Fallersleben, Arndt usw. Aber vom Spottnamen (plumper Michel) und (Spießer Vetter Michel) wird der Name allmählich zum Trutz- und Ehrennamen der Deutschen.